

# Schlagende Wetter!

Erzählung aus Mainzer alten Tagen von A. Nordau.

(A. Hinmius.)

(1. Fortsetzung.)

Und so nach allen Seiten mit liebenswürdigem und doch so unendlich hochmüthiger Nachlässigkeit grüßend und nickend, hatte endlich der Herr im Wagen seinen Weg langsam zurückgelegt, als der letzte der glänzenden Sterne.

„In der That“, sagte wieder einer der jungen Männer, „der Koadjutor oder „Quabutor“, wie ihn das Volk nennt, versteht's, er hat seinen Aufzug gut in Scene gesetzt.“

Jetzt begannen die Glocken zu läuten, Kanonen wurden gelöst, wie ein riesiger weißer Schwan mit ausgebreiteten Flügeln dahergehend, so erschien jetzt die Nacht der Kaiserin.

„Kleopatrina mit ihrem Gefolge, die dem Antonius entgegenfährt.“ Das Wort prägte in der That auf die reizende, prächtige Frau in farbenprächtigen Gewändern nach griechischem Schnitt, die, umgeben von ebenso vielen schönen, anmutigen Frauen und Mädchen, unter einem seltsamen Zelt thront und mit lächelndem Munde nach allen Seiten hin den begeistertsten Zurufen, die man ihn entgegenbrachte, dankte.

Die Kaiserin hatte die Nacht verlassen und stieg nun die Landungstreppe empor. Feierliche Anreden eine fast knechtische Devotion. Wie drängten sich alle die Fürsten und großen Herren, die zarte Frauenhand zu küssen, die einst Wittichristen geschrieben, als die Comtesse Beauharnais noch in ihrer bescheidenen Wohnung in der Rue Chantierine am äußersten Ende von Paris lebte. Aber wie damals Josephine sich ähnelnd und lächelnd über die Leiche des hingestreckten Generals Beauharnais ihres Gatten, in die Arme des Diktators Barras geflüchtet, wie sie sich ebenso das taiferliche Diadem in die Loden gedrückt, so nahm sie jetzt alle diese Huldigungen entgegen, fast wie ein spielendes Kind.

Da war nichts von der Würde der allmächtigen Kaiserin, wie sie jetzt Tina Kauter in die Arme schloß, die ihr mit einem Gedicht ihre Blumen überreicht, wie sie Anreden der hochgestellten Männer beantwortete, aber es umfloß sie eine Huldigkeit, die ihr die Herzen im Sturm gewann.

Die Kaiserin hatte den kurzen Weg vom Landungsplatz bis zum Deutschen Hause auf prachtvollen Teppichen zu Fuß zurückgelegt, noch einmal erstiegen sie auf dem Balkon, dann war das glänzende Schauspiel vorüber und die Menge zerstreute sich, um den Kaiser ankommen zu sehen, der von der Pariser Straße durch das Münsterthor über die große Bleiche einziehen mußte. Aber die Enttäuschung war eine große, denn der Kaiser war ganz still und geräuschlos, nur von einem kleinen militärischen Gefolge umgeben, im geschlossenen Wagen in das Deutsche Haus gefahren, während man die Kaiserin feierte.

„Da haben nun die Menschen ihr Geld ganz umsonst ausgegeben“, sagte der eine der beiden jungen Männer, die vorher am Rheinufer gestanden, für ein Fenster an der großen Bleiche sind vielfach zwölf Livres bezahlt, und eine kleine Wohnung für die Heilzeit kostete zwanzig Louisdor.“

Es waren reiche Bürgerkinder die beiden jungen Männer, der eine der Sohn des reichen Weinhändlers Falk am Fischmarkt, der andere ein Speereihändler, der schon sein eigenes Geschäft besaß, er hieß Jean Schmitts.

„Gehst Du heut Abend in die Komödie?“ Die Schauspieler von „Theater francais“ in Paris, mit ihnen berühmte Herr Talma, geben das Stück „Cinna“, ich habe einen Platz im Parterre.“

Die Antwort wurde von dem aus der Hand antwortenden Menschenstrom unterbrochen, denn es hieß, der Kaiser wolle zu Pferde über die Schiffsbrücke nach Kastell, um dort die Festungswerte zu revidiren. Es gab ein heilloses Gedränge, Wagen, Reiter und Fußgänger, alles durcheinander, und jetzt ertönte ganz in der Nähe ein Schrei, die Stimme eines Kindes, eines Mädchens von acht bis zehn Jahren vielleicht. Das Kind war zur Erde gefallen und in Gefahr, von den sich drängenden und stoßenden Menschen zertritten zu werden. Arnold Falk hatte mit schnellstem Blick das drohende Unglück erkannt, mit einigen kräftigen Elbogenstößen theilte er die Menge, riß das blutende Kind empor, das sich angstvoll an ihn klammerte und dankbar zu seinem Retter aufschau. Es lag etwas in dem Blick dieses Kindes, das ihn unwillkürlich anzog. Neben der rührenden Hilfslosigkeit eine so tiefe Dankbarkeit in den großen, grauen Augen, die ihn wunderbar ergrieff.

„Bist Du verwundet?“ fragte der junge Mann, sich zu der Kleinen herabneigend, die aus einer Kopfwunde blutete, indem er sein feines Batisttuch um das blonde Köpfchen der Kleinen wand.

Doch diese lächelte schon wieder.

„Es thut mir weh“, sagte sie, und dann zuckte sie plötzlich zusammen, als wenn sie nun doch physischen Schmerz empfand.

Eine Frauenstimme von hellem Klang ertönte dicht neben ihnen: „Dast Dich wieder herumgetrieben, Du Nixnug“, sagte die Besitzerin der Stimme, „wari, komm' Du nur nach Haus!“

Sie wollte das Kind mit wütendem Gebärde am Arm ergreifen, da fühlte sie den energischen Druck einer Männerhand.

„Halt, sieht Sie denn nicht, daß das Kind Ungefähr hat und blutet?“

Sofort veränderte sich die Stimmung der Frau, als sie die Kleine unter dem Schutze des wohlgekleideten Herrn sah. Ihre Stimme wurde plötzlich einschmeichelnd und weich, sie erschöpfte sich in Dankfugungen und schwülstigen Tiraden.

Es war eine noch jugendliche Frauenercheinung, die nach der herrschenden Mode aber in übertriebener Weise gekleidet war. Die enge griechische Tracht, die von den Körperformen so wenig verhielt, wurde hier in anständiger Weise getragen, ein Schal in schreienden Farben, dazu ein hochaufgestülpter Federhut und ein wider Spazierstock, wie ihn die Damen damals trugen, vollendete das Kostüm. Durch schon früh verblühtes Gesicht wurde die Haut aufgetragene Schminke nicht jugendlicher, und der verschlagene Ausdruck mit dem frechen Lächeln machte es nicht anziehend.

„Sie sollten Ihr Kind besser in Obacht nehmen, Bürgerin“, sagte Arnold Falk, indem er der Kleinen mittheilte, in die großen grauen Augen sah, die in stummen Flehen zu ihm aufschauten. „Oder ist Sie vielleicht nicht die Mutter des Kindes?“ fragte er in der stillen Hoffnung, daß dies zarte, blumenhafte Geschöpf nichts mit der unangenehmen Frau zu thun habe.

„Natürlich bin ich die Mutter“, antwortete sie mit einem trohigen Aufwerfen des Kopfes, dann war sie in der Menge verschwunden.

„Weißt Du, wer das war?“ fragte Jean Schmitts den Freund. „Das war die Eva Jehin“, rief er fort, als der andere den Namen den Kopf schüttelte. „Du bist so lange auf Reisen im Ausland gewesen, daß Dir manches hier fremd geworden, bist auch fünf Jahre jünger als ich. Vor ein paar Jahren war die Eva noch jung und hübsch, aber ihr wüßtes Leben hat sie früh alt gemacht und nun sucht sie durch auffallenden Putz und Schminke nachzuhelfen. Ich seh' sie noch, wie sie in den neunziger Jahren, als hier die Religion abgeschafft war, als Göttin der Vernunft auf dem Altar in der Peterskirche stand; sie sah schön aus mit dem aufgelösten schwarzen Haar und der rothen phrygischen Mütze, eine zweite Theroine de Mercurio.“

Ja, ja, wir haben alles nachgemacht, was sie uns in Paris vormachten. Ich war dabei, wie einer der letzten Emigranten, der Nicolaus Mouffon, vor dem Neuthor in der Nähe der ehemaligen Favorite hingestreckter wurde, der Favorite, die man damals das Teufelsknecht despotischer Tyrannie nannte; ich weiß noch, wie verschiedene Mainzer, unter ihnen ein Verwandter des Präfecten Madec, im Holzthurm ihres Urtheils harrten, weil sie ihre Mitbürger zur Fronleichnamprozession veranlassen wollten, und ich erinnere mich des Tages, wo die Eva Jehin, mit der dreifarbigigen Schärpe geschmückt, eine Rede an das Volk hielt, als auf dem Neubrunnenplatz vor dem Obelisk, den der Graf Schönborn 1726 gestiftet, der Kurbst als ein Zeichen der Tyrannie entfernt wurde, und ihre Freiheitsmütze vom Haupt nahm, die unter allgemeinem Jubel an die Stelle des Kurbstes trat. — Und heute? Wer magt noch das Wort „Republik“ auszusprechen? Die neuegeheilten Domglocken rufen zur Weisheit, denn der alte Gott da oben ist wieder in seine Rechte eingesetzt, die Priester haben wieder ihren Einzug gehalten, und nun jubelt alles dem Kaiser, dem Repräsentanten der absoluten Herrschaft, zu. Das sind so die Wandlungen der Zeit! Aber nun leb' wohl; ich hab' der Käthchen Kaiser ein Buch verschrieben, das der Herr Goethe geschrieben, es heißt: „Werthes Leben.“

Sie waren auf dem Thiermarkt angekommen, wo an der Ecke, dem Osteinischen Palais gegenüber, das Kaiserliche Haus lag. Dort trennten sie sich.

## Zweites Kapitel.

Im Schröderschen Kaffeehaus, das in der Nähe der neuangeplanten Rheinallee lag, ging es hümmlich zu. Da saßen die Bürger beim Schoppen und tannegieberten über die neuesten Tagesereignisse, die ganz dazu angehten waren, die Gemüther auf das äußerste zu erregen.

Auf dem Schloßplatz war große Revue über die Truppen gewesen, ein

glänzendes Schauspiel. — Wie sich alles vor dem kleinen, schwächlichen Mann gebeugt hatte, der in dem jugendlichen Alter von fünfundsiebzig Jahren schon mehr denn den Inhalt eines ganzen Menschenlebens an Thaten und Abenteuern durchlebt. Er sah da so ruhig und unbewegt auf seinem Falben, als sei er auf einem Thron geboren und habe von Jugend an über eine Welt von Sklaven geherrscht. Und alle die Fürsten, die noch vor einem Jahrzehnt für den kleinen Advokatenjohn, der nicht einmal seine Wäsche bezahlen konnte, kaum einen Blick gewar, sie neigten sich jetzt vor ihm und achieten auf den Wink seiner Augen, und diese halbverklärten Augen, die meistens so kühl und apathisch blickten, sie richteten sich nicht einmal auf die beiden Großherzöge, in deren Mitte der Kaiser hielt, wenn diese eine Bemerkung machten. Ein oleidgültiges Kopfnicken nur war die Antwort.

Aber die vorbeimarschirenden Truppen nahmen dafür um so mehr seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und wenn eine militärische Bewegung besonders kräftig ausgeführt wurde, dann zuckte aus diesen Augen ein Flammenblitz, der davon sprach, welches Feuer hinter der bleichen, eisernen Stirn loderte.

Josephine, die in ihrer von sechs Schimmeln gezogenen Equipage, in Rosenwolken gehüllt, der Reue bewohnte, sah wie die verkörperte Poesie aus neben diesem nüchternen Mann mit dem mortartigen Munde.

„Der Kaiser sieht ernst und streng aus“, berichtet eine damalige Mainzer Zeitung. „Er scheint große Menschenanforderungen nicht zu lieben, dagegen beantwortet er jeden Gruß in verbindlicher Weise. Die Kaiserin aber ist von unannahmlicher Grazie und begabener Anmuth.“

In dem Tagebuch des Mainzer Bürger's F. Kasper Röth heißt es aber: „Seine neugebaute Majestät reise zu Land und Ihre Majestät zu Wasser prächtiger, wie als wirkliche Kaiserin.“

Solche Aeußerungen gab es sehr vereinzelt, und wo sie laut wurden, da gab es heiße Köpfe und drohende Fäufte.

Der bide Besitzer von Schröders Kaffeehaus sah, die fetten Hände über dem Magen gefaltet, behäbig zu, wie sich seine Gähne stritten, ihm war es gerade recht so, denn das Streiten macht bursig.

„Der Kaiser versteht alles“, hieß es, „er hat bereits die Spitaler eingeebnet revidirt und befohlen, daß das Rudospital erweitert werden soll. Gestern war er im Gartenfeld und hat dort eine große Anpflanzung von Obstbäumen angeordnet, und hinterher besuchte er das Lyceum. Er hat die Schüler selbst examiniert, und man ist erstaunt über sein Wissen.“

„Ja, das ist alles recht schön“, hieß es von anderer Seite. „Wenn aber, wie man sagt, die Osteinischen, Bassenheimer und Schönbornischen Höfe zu Kasernen eingerichtet werden sollen, dann haben wir das reine Hellsager.“

„Soldaten sind gut, das bringt Geld unter die Leute!“ schrie ein anderer dagegen.

„Ja, und unsern Frauen und Töchtern bringt's auch was, Liebesbambel! Wir haben genug an unserer Bürgergarde, wir brauchen nicht noch mehr Soldaten!“ Dieser Ausruf wurde mit einem kräftigen Schlag auf den Tisch begleitet.

Schon drohte der Streit in hellen Flammen auszubrechen, da öffnete sich die Thür und der Herr Platzmeister Klug trat ein, eine gewichtige Persönlichkeit, die alles wußte. Die Ruhe war wieder hergestellt, man rückte zusammen und bot ihm den gefüllten Schoppen nebst der qualmenben Thonpfeife dar.

„Eine Brise, Gebatter?“ fragte der Kaisermeister Hämmerlein, indem er dem Freunde die große Dose von Horn reichte.

Herr Klug, nachdem er die Dose liebevoll geklopft und dann erst den Deckel geöffnet, wühlte lange mit den Fingerspitzen in ihrem duftenden Inhalt, ehe er in seine rote Nase wanderte.

„Es ist was im Wert“, sagte er geheimnißvoll. Und nun rückte alles noch näher zu einander und steckte die Köpfe so dicht zusammen wie eine Schafherde beim Gewitter.

„Ihr habt doch von einer Verschwörung gehört, die in Paris gegen Seine Majestät stattgefunden. Im ganzen sollen einhundertundzwanzig Personen dabei theilhaftig gewesen sein, wiezig hat man bereits verhaftet. General Pischegru, der Anführer, hat sich im Gefängniß erschossen.“

Jetzt machte Herr Klug eine Kunstpause, um die Spannung seiner Zuhörer noch mehr zu reizen, eine zweite Brise wanderte in seine Nase und ein vernichtender Blick traf den etwas cholerischen Apotheker Kiffel vom Liebsfrauenplatz, der ungebüßig auf seinem Stuhl hin und her rückte und rief: „Erzählt doch weiter, Gebatter.“

Doch erst nachdem er sich umständlich mit dem baumwollenen Schnitzstuch geschmückt, fuhr er fort: „Man munkelt sogar, daß sich einige der Verschwörer hierher geflüchtet haben, drei verdächtige Individuen, die von der Wache am Gauthor aufgefangen wurden und sich nicht recht ausweisen

konnten. Sie sitzen sicher im Holzthurm.“

Dabei klapperte er geräuschvoll mit den Schlüsseln in seiner Tasche, von denen Jeder wußte, daß sie die armen Gefangenen von der schönen Welt absperren.

„Im Holzthurm!“ tönte es zurück. „Ja, und sie sind in die Zelle vom Schinderhannes gesperrt, die er die letzte Nacht vor seiner Hinrichtung bewohnte.“

„Vom Schinderhannes, alle guten Geister! Man sagt ja wohl, der geht um, die arme Seel' hat im Grab keine Ruh' vor all den gemordeten Leichen, die ihn zwiden“, flüsterete Herr Kiffel geheimnißvoll, der überhaupt kein großer Feld war.

„Merding's!“ versetzte Herr Klug, indem er sich genaligt in die Brust warf, da er sah, wie die Gesichter der Zuhörer mit Spannung und geheimem Grauen auf ihn gerichtet waren. Selbst der dicke Wirth trat herzu, und man hätte jetzt ein fallendes Haar hören können. „s ist noch nicht gar lang her, da hörte ich's im Thurm rumoren und wie mit Ketten rasseln. Die Uhr von der Stephanstürsch' schlug gerade Mitternacht. Ich nahm den Sädel zur Hand —“

„Bubaschente!“ ertönte jetzt in die geheimnißvoll geflüsterte Unterhaltung hinein eine laute, trübselige Stimme.

Dies Wort mußte wohl den Anwesenden die Besinnung des jüngsten Gerichts erscheinen, denn sie zuckten entsetzt empor, und Herr Klug, jetzt die Ursache der Störung bemerkend, die ihn in der schönsten Beschreibung seiner Selbstthaten so jäh unterbrechend, sich nun als der Budelige entpuppte, der ihn schon bei der Ankunft der Kaiserin geärgert, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirreten.

„Inflamer Bengel!“ schrie er dem grinsenden Koolob entgegen, der mit seinem Korb voll Backwerk, der echten Mainzer Specialität, Rubenschenkel genannt, sich frech an seine Seite drängte.

Dieser zeigte aber auch jetzt wenig Respekt vor der hohen Obrigkeit. „Stecht Euch doch Eure Pfeif' an Eurer roten Nase!“ an, dann braucht Ihr kein Feuer, gelt?“ schrie er, dann war er an Herrn Hämmerlein's Seite. „Gud' amol do!“ sagte er zu diesem, mit dem Finger aus dem Fenster zeigend.

Da man jetzt immer etwas Außerordentliches erwartete; wandte sich die ganze Gesellschaft dem Fenster zu, konnte aber absolut nichts anderes entdecken, als ein paar alte Weiber mit Körben auf den Köpfen.

„Seht Ihr denn nicht?“ fragte der Budliche Herrn Hämmerlein, der mit einem erdummen Gesicht in die Luft starrte.

„Nei“, erwiderte dieser.

„Ja auch nicht!“ schrie der Budliche. „Prost, ich dank' auch!“

Er hatte nämlich Herrn Hämmerlein's Schoppenglas, das noch ganz gefüllt vor ihm stand, ausgetrunken, während sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Fenster richtete, und als jetzt die genaue Gürtel Gesellschaft zur Besinnung kam, war er auf und davon.

„Werd... Wechselbalg!“ tobte und schrie alles durcheinander, denn niemand ärgerte sich die Menschen mehr, als wenn sie einsehen müssen, daß ein anderer klüger war als sie.

Man schwor dem Budlichen, der Jgnaz Kalb hieß, von dem man aber sonst weiter nichts wußte, grimmige Rache, und trennte sich endlich, da die Mittagsglocke schlug.

Herr Klug kam ziemlich erschauert im alten Holzthurm an, wo er in unteren Stockwerk wohnte. Er mußte den Gefangenen ihr Mittagmahl bringen, und griff deshalb in die Tasche, um ihr die Schlüssel zu entnehmen, die er heute, wo wegen der vielen Ereignisse doch alles drüber und drunter ging, der Sicherheit wegen in die Tasche gesteckt hatte. Da mußte er zu seinem Schaden entdecken, daß sie fehlten.

„Arina!“ schrie er mit lauter, schriller Stimme, während er sich mit beiden Händen in die Perücke fuhr, „Arina!“

Seine bessere Hälfte, eine behäbige Matrone mit etwas auseinandergegangenen Formen, ließ sich Zeit, ehe sie auf diesen Ruf erschien, denn sie kannte ihren Ehern.

Aber nun war ihr Schreck doch nicht gering, als sie die Ursache erfuhr.

„Siehst Du wohl?“ schalt sie, die dicken Arme in die Seite klemmend, „das kommt davon, wenn man alles besser wissen will und sich für klüger hält als Andere.“

Herr Klug war ganz kleinlaut geworden, zu Hause war er das überhaupt immer. Nur draußen führte er das große Wort.

Er sank erschöpft in einen Sessel und nahm wiederum seine Zuflucht zu dem rothen Baumwollenen. Seine Kräfte war gebrochen.

Da fuhr Frau Tina wie eine Rakete wieder ins Zimmer. „Do sin se jo“, schrie sie, in der Hand das Schlüsselbund schwingend. „An Deinem Bett hinge se, wo se immer hänge, Du Dummkopf!“ schloß sie liebevoll, mit bezeichnender Gebärde auf die Stirn weisend.

Herr Klug achtete wenig auf die Zärtlichkeitsergüsse seiner Gattin, er war daran gewöhnt. Er machte nur ein sehr dummes Gesicht, denn er hatte doch in Schröders' Kaffeehaus die Schlüssel in seiner Tasche gefühlt.

Doch es war die höchste Zeit, jeden Augenblick konnte der rovidirende achthabende kommen, da galt es, sich nicht aufzulassen. Schnell ergriff er

die bereitstehende Suppenschüssel mit dem Schwarzbrot dazu und eilte, so schnell als es seine trummen Beine erlaubten, die enge Treppe hinan zu der unheimlichen Zelle.

Der Schlüssel drehte sich im Schloß, die Thür ging auf. Doch er traute seinen Augen nicht, vor Erstaunen und Schreck fiel ihm die Schlüssel mit dem dampfenden Inhalt aus der Hand. Die Zelle war ja leer, dabei sonst alles in Ordnung, das Gitter des hoch im vierten Stockwert gelegenen Fensters völlig intakt, am Fußboden, im Schornstein nichts zu entdecken und dabei konnten sie nur am hellen Tage entkommen sein, denn heute früh waren sie ja noch dagewesen. Er suchte überall, unter Bett und Tisch, zuletzt zog er sogar in sinnloser Verweilung die Schubfächer des Tisches auf, etwa, wie man nach einem verlegten Handschuh sucht. — Nichts zu finden! — Da brach er in den Schredensruf aus: „Das geht mit rechten Dingen zu, da hat der Böse seine Hand im Spiel!“

## Drittes Capitel.

In einem Zimmer des Deutschen Hauses, in dem das Kaiserpaar abgestiegen war, ganz im obersten Stockwerk, stand eine junge Dame vor dem Spiegel, der in die Wand eingelassen war.

Die Kammerfrau hatte eben die Tituskrone mit dem Brenneisen zu graziösen Locken geordnet, nun wurde der Kopfschmuck noch einmal nach allen Seiten einer genauen Prüfung unterworfen.

„Noch ein wenig Roth auflegen, Madame la Comtesse“, sagte die Kammerfrau, indem sie nach der silbernen Schminkebox auf dem Toilettentisch griff. „Ich meine, nur ein kleiner Hauch auf den Wangen würde genügen.“

„Nein, nein“, erwiderte die junge Dame abweichend, „ich liebe diese Künsteleien nicht, laß das, Toine.“

Sie mochte recht haben. Dies seine, stolze Gesicht mit den dunklen Locken und Augen wirkte vielleicht gerade in seiner interessanten Blässe so anziehend, vielleicht ahnte Gräfin Madeleine de Fremont auch, daß man sie dieser Gesichtsfarbe wegen bei Hof „das Mädchen“ nannte.

Der Hofstaat des Kaiserpaars hatte in dem Deutschen Hause das nur beschränkten Raum bot, eigentlich kein Unterkommen gefunden, man hatte das große Gefolge in der Präfectur, dem früheren Erbhof Hof, untergebracht, aber die Gräfin von Fremont war eine Lieblingshofdame und Freundin der Kaiserin, deshalb war mit ihr eine Ausnahme gemacht worden.

„Was ist das nur für ein entsetzlicher Lärm, der sich heute immer von Zeit zu Zeit wiederholt?“ fragte die Gräfin, das Gesicht laufend nach dem Fenster richtend. „Hörst Du? Jetzt wieder. Wie kann man sich so etwas in der Nähe des Kaiserpaars erlauben?“

„Ich weiß nicht“, erwiderte die Kammerfrau achselzuckend, „es geht ja bei uns überhaupt immer zu wie in einem Hellsager, überall wimmelt es von Soldaten.“

Madame Toine durfte sich solche Bemerkung schon erlauben, sie war die Amme der jungen Dame gewesen, hatte fast die Stelle der Mutter bei der früh Verwaisten vertreten und liebte sie wie ihr eigenes Kind.

Jetzt streifte die Kammerfrau der Herrin den Feinsamantel von den Schultern, und die junge Dame neigte den stolzen Kopf, um sich das enge Kleid von grüner Seide überwerfen zu lassen, — da bemerkte sie plötzlich das Gefühl, als wenn sich das Zimmer rund um sie herum bewege, von einem Schwindel erfaßt, mußte sie die Hand über die Augen legen.

Aber auch Toine schrie laut auf, denn der große Wandspiegel, vor dem Herrin und Dienerin standen, schien in Wahrheit aus seinen Fugen zu gehen, er bewegte sich geräuschlos in seinen Angeln — und in dem sich öffnenden Spalt stand ein junger Mann.

Toine war vom Schreck wie gelähmt, sie ließ das seidene Gewand zu Boden fallen und schaute, zur Bildsäule erstarrt, dem unheimlichen Eindringling entgegen. Die Gräfin indes, die sich noch im weißen Unterleide, mit entblößtem Nacken und Armen befand, flüchte entsetzt zum nächsten Kleiderhänger und hüllte sich in einen weiten dunklen Mantel, den sie von der Garderobe herabtrieb.

„Was wollen Sie hier, wie können Sie es wagen?“ rief sie, während Toine, die aus ihrer Erstarrung erwachte, nach der Thür laufen wollte, um Hilfe herbeizuholen.

„Wenn Sie mich tödten wollen, Madame“, ertönte jetzt die Stimme des Mannes, hinter dem die geheimnißvolle Spiegelthür so geräuschlos, wie sie geöffnet, uzziel, „so lassen Sie die Wachen abretiren, dann sind Sie sofort von mir befreit. Vielleicht haben Sie aber Theilnahme für einen vom Schicksal Verfolgten und gönnen ihm einen Augenblick der Erholung. Einen Augenblick nur, ich befreie Sie dann selbst von meiner Gegenwart.“ Die Worte waren in elegantem Französisch gesprochen und kennzeichneten den gebildeten Mann.

Noch konnte die Dame das Gesicht des Füllchlings nicht sehen, da er in den Schatten des Fensters getreten war, von dem sich seine Gestalt wie eine Silhouette abhob. Aber diese Gestalt war schlank und wohlgebildet, und die Kleider, wenn auch zerrissen und

\*) Jetzt das großherzogliche Schloß.

bekümmert, doch die eines der guten Gesellschaft angehörenden Mannes.

Aber wo hatte sie denn diese Stimme gehört, an wen erinnerte sie ihr Klang?

„Ich war nämlich durch einen treuen Menschen aus meiner Haft im Holzthurm befreit und glaube mich schon in Sicherheit, da fand man meine Spur und verfolgte mich“, begann der Fremde wieder. „So flüchte ich die Rheinstraße entlang, die Verfolger auf den Fersen. Da sah ich den Schloßgarten, in seinem Gebüsch hoffte ich eine Zuflucht zu finden, bis ich mir bei andbrechender Dunkelheit einen anderen Zufluchtsort suchen konnte. Aber wieder war mir die Entdeckung auf den Fersen, und so flüchte ich durch eine Seitenpforte in's Schloß, stieg auf engen, wintelligen Treppen hinauf bis in die oberen Räume und schlüpfte durch eine offenkahlende Thür in einen leeren Saal. Aber der Lärm der verfolgenden Stimmen bot mir auch hier keine Sicherheit, schon glaube ich mich verloren, in einer Mausefalle, da mußten meine taustenden Hände unversehens eine verborgene Feder brüht haben, denn plötzlich öffnete sich vor mir ein Spalt, der zu einer Thür wurde, und so bin ich nun in Ihrem Zimmer, Madame.“

Während der Fremde sprach, wurde der Klang seiner Stimme matter, seine Gestalt durchzog ein Zittern, er schwankte.

In den stolzen Zügen der jungen Dame zeigte sich jetzt aufrichtiges Mitgefühl. Auf ihren Wink schob Toine ihm einen Lehnstuhl hin, in den der Halbunmüthige sank. —

„Barbon, Madame“, sagte er, während sein Gesicht Leichenblässe bedeckte, „ich bedaure aufrichtig. Sie erschreckt zu haben, aber die Kraft verließ mich.“

Er schloß einen Moment erschöpft die Augen, und so bemerkte er nicht, daß die Gräfin ihn jetzt, da sein Gesicht aus dem Schatten des Fensters in das volle Licht gerückt war, befürgt betrachtete, mit einem Ausdruck, als traue sie ihren Augen nicht, ob der Entdeckung, die sie gemacht. Schnell wandte sie sich ab, als er sich jetzt aufrichtete.

„Es geht schon besser“, sagte er mit schwachem Lächeln.

Vor allen Dingen müssen Sie Kräfte sammeln“, versetzte Madeleine, während sie sich vor einem kleinen mit Perlmutter ausgelegten Schränkchen zu schaffen machte. Dann kam sie wieder mit einem Glase alten schweren Portweins, doch als er das Glas in Empfang nehmen wollte, sank seine Hand wieder herab und aus seinem Mermel troofte Blut.

„Mein Gott, Sie bluten, Sie sind verwundet?“

„Es ist nichts“, erwiderte der junge Mann, „ein Schuß, den man nicht nachschickte, der etwas eilig angelegte Verband hat sich gelöst.“

Toine streifte den weiten Mermel des Tuchrotes empor und entdeckte nun, daß es sich allerdings nur um eine leichte Fleischwunde handelte, die aber immerhin recht schmerzhaft sein mußte. Mit geschickten Händen legte die alte Kammerfrau einen neuen Verband an.

„Und nun schnell einen Schlud Wein“, rief die Gräfin.

Da ließ sich starkes Klopfen an der Thür vernehmen. Erschreckt fuhrten die Damen zurück.

„Sieh nach, was es giebt, Toine!“

Die Kammerfrau verschwand hinter die Zimmerthür, die sie schnell durch sich zog.

Draußen hörte man lautes Sprechen und Aufstoßen von Gewehrrollen.

„Aber ich sage Ihnen, die Frau Gräfin ist noch bei der Toilette, Sie können doch jetzt nicht eintreten!“

Etwas rathlos schaute Madeleine im Zimmer umher. Wie würde das enden?

Da erschien wieder die Kammerfrau, berichtend, daß draußen eine Solbatenpatrouille Einlaß begehrte, um nach dem Füllchling, den man hier vermutete, zu suchen.

Entschlossen sprang der junge Mann auf.

„Madame!“ — Erkt jetzt sah er seiner Beschügerin voll in's Gesicht.

„Madeleine, ist es denn möglich, ja, träume ich denn — nein, ich darf Sie unter keinen Umständen in Verlegenheit bringen, wie ich gekommen, verschwinde ich wieder. Leben Sie wohl!“

„Klang!“ erwiderte die Dame, „ich habe Sie sofort erkannt.“ Sie sprach diese letzten Worte in deutscher Sprache. „Natürlich werde ich Sie retten. Kommen Sie dort hinein in mein Wohnzimmer, es hat noch eine Thür.“

(Fortsetzung folgt.)

Liebestummer ist der Zahnschmerz des Herzens, heißt es. Namenlich, wenn einem „ih“ Vater empfindlich auf die Hüneraugen tritt.